
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 81. Bydgoszcz/Bromberg, 8. April 1938

# Die Rose von Amsterdam

**Roman von Paul Hain**

(4. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

## V. Kapitel.

Der Leutnant Justus Vermeulen schäumte vor Wut. Natürlich war es ihm nicht unbekannt geblieben, daß Rembrandt den ehrenvollen Auftrag vom Rat der Stadt erhalten hatte, das Bild der Schützengilde zu malen. Und natürlich wußte er auch, daß dieser Maler nunmehr oft im Hause van Uylenburghs war — in der Nähe Saskias! Seine Eifersucht loderte in hellen Flammen. Man konnte es ihm nicht verdenken, denn Liebende haben das Recht, leidenschaftlich und ungerecht zu sein.

Rembrandt ging in dieser Zeit in den Häusern der Honoratioren und Senatoren aus und ein, um die Porträtskizzen der hohen Herren anzufertigen, nach denen er zu Hause das große Bild mit Eifer malte. So war er also auch im Hause Vermeulen häufiger Gast, dessen Hausherrn er zu porträtieren hatte, und es war nicht zu umgehen, daß er auch mit dem Leutnant des öfteren zusammentraf.

Justus Vermeulen ließ es sich nicht nehmen, böse Bemerkungen über den „Farbenkleckser" zu machen, wo es nur möglich war. Er war voll von Bosheit. Rembrandt war indessen klug genug, alles zu überhören, und beeilte sich, mit den Skizzen der Vermeulens fertig zu werden. Justus fand alles „unmöglich" und „lächerlich" und hatte dauernd etwas zu beanstanden. Der alte Vermeulen, ein Fuchsgesicht mit verkniffen-listigen Zügen, lächelte dann wohl sauersüß und meinte:

„Der Herr Maler wird sich Mühe geben, hoffe ich, uns in das rechte Licht zu stellen."

Jeder der Herren hatte nämlich, das merkte Rembrandt bald, den Wunsch, möglichst deutlich in den Vordergrund des Bildes zu kommen. Wenn es danach gegangen wäre, hätte sie der Maler wie an einer Schnur nebeneinander malen müssen, und die Wand des Rathaussaales hätte nicht gereicht für die Länge des Bildes.

Nun, vorerst ließ er die Herren ruhig schwatzen und versprach jedem, was er hören wollte. Wenn das Bild fertig war, so wie er es sich dachte, würden sie schon den Mund halten. Auch der Herr Senator Vermeulen, der eine so unnachahmlich hochmütige Art hatte, Distanz zwischen sich und dem „Farbenkleckser" zu halten. —

Länger allerdings dehnte Rembrandt seine Besuche im Hause Uylenburgh aus. Es konnte nicht fehlen, daß Saskia so oft wie nur möglich bei den Sitzungen zugegen war, dann flogen wohl heimliche Blicke zwischen ihr und dem Maler hin und her, die der immer etwas nachdenkliche Uylenburgh nicht bemerkte.

Um so eher mochte Justus Vermeulen sie ahnen mit dem Instinkt der Eifersucht, und er verwünschte im stillen seinen Offiziersberuf, der ihn zwang, tagsüber Dienst zu tun, und ihn nicht hinter die Mauern des stattlichen Kaufmannshauses sehen ließ.

Jedennoch jeden Tag, wenn er an der Spitze der Stadtwache in die Kalverstraat einbog und die Stiefel der Soldaten über die Brücke dröhnten, die die Gracht überquerte, gab er seinen Leuten ein Zeichen, die Flöten und Hörner anzusetzen und zu spielen. Jeder wußte Bescheid, warum das gerade hier geschah. Jeder lächelte und grinste. Stolz wehte dann die Fahne der freien Stadt im Winde, der Trommler schlug auf das Kalbsfell, die Zinkenisten ließen silberne Töne über die Gracht flattern wie Vogelgezwitscher, und die Hornisten und Flötisten spielten lustig das Amsterdamer Stadtwachenlied, das jedes Mädel nur zu gut kannte.

Vor dem Uylenburghschen Hause kommandierte Leutnant Vermeulen langsamen Schritt, und die Trommler rasselten besonders kriegerisch mit den Klöppeln.

In den Fenstern baumelten die blonden und braunen Zöpfe der herausschauenden Mädchen über die Schultern, als wünschten sie, daß gleich einer von den schmucken Kriegern da unten sich daran festbeißen möge. Und in den frischen, sonnengebräunten Mädchengesichtern stand das ewig anmutige Lächeln des Frohsinns und der Sehnsucht.

Es gab eine Zeit, da auch Saskia van Uylenburgh sich um diese Stunde aus dem Butzenscheibenfenster über dem Auslagegewölbe des Hauses herausgebeugt und errötend den Vorbeimarsch verfolgt hatte. Jedermann wußte ja, daß der forsche Offizier, Justus Vermeulen, ihr Jugendgespiele war.

Aber jetzt — in diesen Tagen und Wochen — blickte der Herr Leutnant vergeblich zu den Fenstern hinauf. Nur die Muhme saß wohl zuweilen mit ihrer zierlich-weißen Haube da und lächelte stillvergnügt zu dem soldatischen Aufzug herunter.

Saskia rührte das alles nicht mehr. Sie hatte Justus Vermeulens wahres Charakterbild mit dem Instinkt der keuschen, reinen Jungfrau bald erkannt, als er dringlicher in seiner Werbung wurde. Sie erriet seinen Leichtsinn, seine böse Glut, seine Gier nach den dreihunderttausend Gulden, die ihr Vater ihr als Morgengabe mitgeben würde. Sie liebte nur einen — und der stand da drinnen in dem hohen, weiten Arbeitszimmer des Senators van Uylenburgh und malte ihn! —

Der Leutnant biß die Zähne zusammen.

Es lockte ihn, mit seinen Leuten das schwere Eichentor des Hauses zu stürmen und dem Senator in sein pergamentenes Gesicht zu schreien:

„Seht Ihr nicht, Mijnheer, wie die Saskia und der Farbenkleckser sich mit den Blicken verschlingen? Wißt Ihr nicht, daß die beiden sich während Eurer Reise vor einigen Wochen heimlich vor dem Stadtwall lustiert haben bis in die Dunkelheit hinein? Ist das Euer ehrsam Töchterlein, das einmal in das Haus der Vermeulens einziehen soll? Wie? Das wäre alles nicht wahr? Nun, gesehen habe ich sie nicht, als sie vom Stadtwall liefen, an der Wache vorbei — aber ich will darauf schwören! Fragt sie nur selber!"

Ah, welch böser, rachsüchtiger Gedanke!

Freilich, erzählte er das dem Senator wirklich, dann war jede Hoffnung dahin, Saskia noch zu erringen. Darum hatte er bisher geschwiegen. —

Die Schritte dröhnten auf dem Pflaster. Wütend zupfte er an seinem zierlich gestutzten Knebelbart und rückte den federgeschmückten Hut fester

Es mußte ein Ende gemacht werden. Er ließ sich nicht länger an der Nase herumführen. Des Beistandes des alten Uylenburgh konnte er sicher sein. Also warum zögerte er noch? Saskia mußte im Sturm genommen werden.

Heute Abend hatten ja die Senatoren wieder Sitzung im Stadthaus. Sein Vater war auch dort, und Uylenburgh würde auch nicht fehlen. Das war eine gute Gelegenheit, Saskia zu besuchen und mit ihr allein zu sprechen. Er ertrug diese Unsicherheit nicht länger. — — —

Lächelnd hatte Rembrandt den Zeichenstift sinken lassen, als die Musik durch die offenen Fenster in das Haus drang. Auch der Senator, der still im Sessel saß, geschmückt mit dem goldbestickten Mantel und den Abzeichen der Gilde, lächelte karg und ein bißchen wehmütig. Saskia blickte verwirrt in den Schoß, um gleich darauf unter halb gesenkten Augenlidern zu Rembrandt hinüberzusehen.

Uylenburgh sagte leise:

„Ja, ja, Saskia, unsere Soldaten! Du hättest zum Fenster gehen sollen. Der Justus hat es gewiß erhofft. Hast dir Lederkoller und Federhut doch noch nicht übergesehen? Her?"

Er lachte gutmütig.

Saskia stand hastig auf. Uylenburgh schmunzelte.

„Ja, ja, wenn man vom Liebsten spricht, schlägt das Herz gleich schneller."

Sein Blick ging zu dem lebensgroßen Bild über dem reichgeschnitzten Schreibtisch an der Wand, das eine junge Frau darstellte — Saskias Mutter. Die Ähnlichkeit war auffallend.

„Es wiederholt sich alles, Kind."

Seine Stimme wurde leiser und ernster.

Saskia schritt zum Fenster. Sie war blaß geworden. Rembrandt kniff die Lippen zusammen. Und es war gut, daß der Senator nun sagte:

„Wir wollen heute früher aufhören, Herr Maler. Ich habe noch einer Sitzung im Stadthaus beizuwohnen und vorher noch einiges zu arbeiten. Ein andermal sitz' ich Euch wieder etwas länger."

„Zu dienen, Euer Gnaden, ich bin sowieso mit der Skizze so gut wie fertig."

„So? Sehr gut. Modellsitzen ist keine angenehme Sache für mich. Wenn es nicht des gutes Zweckes wegen gewesen wäre, hätte ich Euch ausgelacht. Nichts für ungut. So gebt Euch denn rechte Mühe mit dem ganzen Bild, damit die Stadt ihre Freude daran habe. Übrigens, darf man einmal sehen?"

Er erhob sich aus dem Sessel. Rembrandt verneigte sich leicht. Er merkte wohl, dieser Mann war von einer herben, verschlossenen Art, voll vom Stolz des alten, eingesessenen Patriziers, dem sein Wappenschild seine Welt war. Es war nicht eben oft vorgekommen, daß er in den Sitzungsstunden das Wort an ihn gerichtet hatte.

Nun stand er neben der Staffelei und blickte mit halb zugekniffenen Augen auf die farbige Skizze, die die charakteristischen Züge Uylenburghs treffend widergab. Stumm stand er eine Weile davor, sichtlich verblüfft ob der lebendig,plastischen, eindringlichen Widerspiegelung seines eigenen Gesichts. Sein Blick traf in die hellen Augen des Malers:

„Man könnte Angst vor Euch haben, Rembrandt. Ihr habt scharfe Augen —! Das da bin ich wirklich."

Noch einmal sah er das Bild an wie in einer stillen Verwunderung. Dann wandte er sich ab. Rembrandt raffte hastig sein Malzeug zusammen und sagte:

„So empfehle ich mich denn, Mijnheer van Uylenburgh."

Er verneigte sich tief vor Saskia, die bei dem Lob ihres Vaters errötet war, und stolperte zur Tür hinaus.

Uylenburgh sah ihm knapp nach.

„Aber ein ungeschlachter Mensch", sagte er kurz zu seiner Tochter." Gott sei Dank, daß das vorüber ist —"

Sie antwortete:

„Ein großer Künstler, Herr Vater. Nun habt Ihr's wohl selbst gemerkt? Laßt ihn lieber noch einmal kommen. Wenn das Bild nicht ganz gelingt, nachher ist es Euch auch nicht recht."

„Oho, hältst du so viel von ihm?" lächelte er überlegen.

Es lag ihr auf der Zunge es hinauszurufen! Ich liebe ihn doch!" Aber sie hielt rechtzeitig die Worte zurück und sagte nur:

„Man muß jedem gerecht sein, Herr Vater."

„Schon recht, Kind. Dann sei es nur auch dem jungen Vermeulen gegenüber. Ich finde, er hat sich in letzter Zeit etwas rar gemacht. Wie? Habt ihr was miteinander vorgehabt? Soll ich mal mit dem Alten sprechen?"

„Nein, nein, warum denn?" stieß Saskia beinahe heftig hervor." Der Herr Leutnant wird dienstlich sehr in Anspruch genommen sein, was weiter?"

„Nun ja — das schon. Aber ich hoffe", seine Stimme wurde fester und fordernder, „daß ihr beide euch einig seid. Die beiden Häuser Vermeulen und Uylenburgh, Seite an Seite, werden in den Niederlanden eine Macht darstellen, die überall ein kräftiges Wort mitsprechen darf. Und Macht — regiert! Ich denke, daß du als meine Tochter das begreifen wirst. Es gibt nichts größeres, Kind, als — Macht besitzen!"

Saskia sah ihn groß und kindlich an.

„Ich dächte, Ihr seiet groß und mächtig genug, Herr Vater. Was aber mich betrifft, so meine ich, daß es noch etwas Größeres gibt als die Macht, die man mit gefüllten Säcken holländischer Gulden erringt —"

Uylenburgh schob verwundert die Augenbrauen hoch.

„So? Ei, ei, da bin ich aber neugierig, was meine Tochter sich da zurechtdenkt", sagte er launig." Was wäre denn dieses Größere, wenn man fragen darf?"

„Die Liebe, Herr Vater!"

„So, so — nun ja", sagte Uylenburgh, gleich ernster werdend," du bist ein junges Mädchen. Das muß man natürlich bedenken. Gewiß, Kind, auch die Liebe ist etwas Großes, und ob die Liebe oder die Macht des Geldes wertvoller ist, darüber werden Frauen und Männer wohl immer verschiedener Meinung sein. Bleibe du also nur immer deinem Justus und der Liebe treu — wir Alten werden schon für das Fundament sorgen, das deine Liebe trägt."

Er lächelte etwas verschmitzt.

Saskia faltete die Hände ineinander. Ihr Stolz reckte sich.

Justus?

Sollte sie — mußte sie dem Vater jetzt nicht ehrlich bekennen: Es ist ja gar nicht Justus Vermeulen! Du hast mich nicht verstanden. Es ist ja Rembrandt, den ich liebe!

Ja, den Mut mußte sie jetzt haben. Jetzt gleich, Unumwunden!

„Mein Vater —", begann sie.

Aber da hatte sich Uylenburgh schon zu lange verplaudert. Er hatte keine Zeit mehr.

„Ich muß nun allein sein, Kind. Ich habe mich noch auf mancherlei vorzubereiten für die Ratssitzung. Geh' nur und grüß' mir den Justus schön, wenn du ihn siehst."

Er schritt wieder zum Schreibtisch hinüber. Saskia wußte, daß es nun keinen Zweck mehr hatte, noch weiter zu sprechen. Er hätte sich nur gewundert, daß sie seinem Wunsche, der stets ein Befehl war, nicht sofort Folge leistete. Jeder im Hause kannte diese, seine herrische Art, und respektierte sie. Man kannte auch seinen Jähzorn!

Neben dem holzgeschnitzten Sessel am Schreibtisch stutzte er.

Da lag auf dem Fußboden ein Pinsel, den Rembrandt offenbar vorhin benutzt hatte. Er mußte ihn beim hastigen Zusammenpacken seiner Sachen verloren haben.

„Da hat der Herr Maler etwas von seinem Handwerkszeug vergessen — der Tölpel —"

Er stieß mit dem Fuß an. Solche kleinen Nachlässigkeiten konnten ihn schnell in Harnisch bringen.

Hastig bückte sich Saskia und hob den Pinsel auf.

„Ich werde ihn aufbewahren, vielleicht, daß der Rembrandt den Verlust bald merkt und herschickt."

Mit einer scheuen Zärtlichkeit hielt sie ihn in der Hand und eilte dann, von widerstreitenden Empfindungen bedrängt, aus dem Zimmer. Mijnheer van Uylenburgh schüttelte, unwillig ob dieser Hast, den Kopf hinter ihr her und vergrub sich in seine Arbeit.

Aber Rembrandt wußte sehr wohl, daß der Pinsel liegengeblieben war. Er war und blieb ein Schelm. Denn wenn der Herr Senator heute noch zur Ratssitzung gehen mußte, dann war es schon ganz gut, etwas „liegen gelassen" zu haben, nach dem man nachher, wenn Uylenburgh fort war, nachfragen konnte. —

(Forts. folgt.)

# Der Galgensteller.

Von Hans Lorenz Lenzen.

An einem Tag im Spätwinter, als der alte Knein bereits die Klauen des Weideviehs bestutzte, stieß der Hütejunge Ewald in das uralte Horn, das einstmals im Sandbruch des Venndorfes gefunden worden war. Die Kühe schleuderten vor Schreck die Ketten gegen das Gadder, und der Alte ließ die Raspel fallen. Gleich darauf stand Ewald in der Stalltür und zog den Ahn in den Streuschuppen. „Wieder ein Galgen?" kam es fragend unter den Bartzipfeln hervor. Ewald langte eine Haselrute hin, die knapp unter der Spitze einen fingerlangen Querstock trug, über dem eine Schlinge aus dreifach gedrehtem Roßhaar eingeklemmt war. Aus der Rocktasche packte er einen Vogel, einen toten Vogel, nicht größer als eine Amsel. Knein nahm den leblosen Klumpen in die Hand und beugte sich über ihn. Er rieb mit dem Zeigefinger über den Vogelrücken, und die Federlein knisterten wie springende Borsten; er öffnete die knorzigen Füßlein, die beinlos aus dem roßbraunen Bauchkleid ins Leere krallten; er bestrich die gequollenen Augen, als ob er sie aus einer Ohnmacht erwecken könnte; schließlich pochte er mit dem Daumennagel auf den Schnabel, der so lang ist wie der ganze Vogelleib, und legte dann das bunte Gewese auf den Sägebock.

Unbemerkt war ihm der Galgen entglitten. Er hob ihn auf, riß die Schlinge aus und behielt die Haselgerte in der Hand; wie ein Reiter klopfte er damit gegen seine Hose und sagte leichthin: „Da werden noch einige Schlingen im Belgenbach stehen". Er nahm dem Enkel das Auerhorn ab, hing es auf den Sensenpflock, brummte laut: „Landstreichern kommen wir im Venn leicht auf die Schliche", und schritt durch den Estrich auf den Wiesenweg. Die Knaben, die sich inzwischen eingefunden hatten, folgten ihm zur Hainbuchenhecke und blieben stumm neben ihm stehen. Über der Talsenke dehnte sich der Saum des Venn mit den dunklen, fast schwarzen Blüten der Sumpfheidelbeeren. Zerzauste Krüppelkiefern duckten sich vor dem feuchtwangigen Wind hinter den Quarzblöcken, die wie halbversunkene Hütten in der rostfahlen Heide standen. Die dichte Steckenwehr reichte bis an den Bach; neben ihm war ein Sandpfad, von den Füßen vieler Jahrhunderte ausgetreten. Wo der Pfad eine Kehre machte, lag ein Steg, ein roh behauener Buchenstamm, der ins Dorf herüberführte. Der Alte blinzelte in das einsame Land hinab und ließ eine lange Weile sein Auge auf dem Steg ruhen. Er schlug mit der Gerte auf den Schuh und fragte, ohne sich umzudrehen: „Die Galgen — sind sie — alle stehen geblieben?" Ewald nickte: „Eine Schlinge machte ich los — der Eisvogel hing mit einem Flügel darin — er konnte noch fliegen." Er hatte den Blick des Alten aufgefangen und seine Absicht begriffen. Großvater Knein stieg den Bühel hinab, teilte die Knaben in zwei Gruppen, behielt die eine bei sich und wies die andere Ewald zu. Kein Wort der Erklärung kam ihm aus dem Mund, nur seine Arme streckten sich rechts und links gegen die Hänge. Wie junge Krieger stapften die Verschworenen in das weite Feld. Tiefblau stieg der Hauch der rauhen Erde in den unendlichen Himmel und wischte der Sonne das Antlitz klar. Kaum noch sahen die Gruppen einander; sie waren zwischen den Hügeln versunken und der dichte Wald deckte sie zu im Tal. Im Oerkesdriesch erkletterte Ewald eine Erle, bog die Hände um den Mund und schrie langgezogen „Einkreisen!" Ein Echo kam zurück und kam noch einmal verstärkt auf einen zweiten Anruf.

Schmelztümpel gluckerten in den Wiesen. Die Bürsten der Biesen lagen zerknickt auf den Torfmoosinseln. Über die niedrigen Balken der Stauwehre im Belgenbach schäumte das Wasser wie frische Milch. Hier schwirrten die Eisvögel über die klaren Spiegel und gierten nach Schmerlen, Stabwanzen und Blasenschnecken. Aus dem Flug vermochten sie nicht zu tauchen; dazu bedurfte es eines ausladenden Astes, von dem ein Sturz in die Flut kopfüber die Beute erspießt. Weil passendes Gebüsch fehlte, hatte ein Landfahrer die Galgen gestellt. Auf dem Querstock ruhte der Vogel gar gut, lugte aus, flog ab, wenn keine Beute sich regte; in diesem Augenblick aber legte sich um seine Kehle die tückische Fangschlinge, und ein zögernder Tod preßte die Vogelseele aus dem azuren gekleideten Leib. Einkreisen also um die sechs Staurinnen — das bedeutete mehr als ein Abenteuer, das war die Jagd auf den Frevler, der das Gastrecht mißachtete, das Leben schändete. Unsichtbar schlug das vereinte Gewissen der Knaben hinter Gesträuch und Gestein. Nur einmal bekam die Erwartung ein sichtbares Ziel: Ewald sprang aus seinem Versteck in das ungedeckte Gelände, lief gebückt zum Holzsteg und verschwand darunter wie ein Wiesel. Was er dort zu schaffen hatte, war nicht zu erkennen, aber es war gewiß, daß er die Pflöcke des Steges löste und seine Lager lockerte. Ein Schlag mit der Faust mußte ihn zum Kippen bringen; ein Tritt ließ ihn absacken wie eine zersägte Bohle. Und das Ufer des Baches war steil und glatt.

Der landfremde Galgensteller stakte über das nasse Weideland. Mit einem geschälten Knüppel tastete er den Boden ab, machte allerlei Umwege und sank trotzdem öfter bis unter die Knie in den Morast. Seine Verwegenheit machte ihn sicher, so daß er unbedenklich durch das erste Stauwerk watete, um an die Schlinge zu kommen, die wahrscheinlich durch einen mißtrauischen Vogel nur gestreift und darum verheddert war. Die gleiche Unordnung hatte die zweite und dritte Schlinge außer Kraft gesetzt. Auf den Knüppel gestützt, schwang er sich über die kleinen Weiher und blieb danach plötzlich stehen, denn auf dem vierten Galgen ließ sich ein Eisvogel nieder und putzte sorglos mit dem klobigen Schnabel seinen kurzen, ausgespreizten Flügel. Für Sekunden war eine unheimliche Stille, dann aber schmetterte der Hornruf über den silberfeuchten Bach hinweg. Rings umstanden ihn die Knaben, aus den Furchen und Falten der brachen Haferäcker gewachsen, und wie aus einem Maulwurfshügel gestiegen hob der alte Knein, ein bärtiger Wurzelmann, beide Arme beschwörend über seine grauen Schläfen. Der Galgensteller ergriff die Flucht. Im Eifer verfehlte er die tragenden Binsennester, sank in die Knie und glitt rücklings aus; der aufspritzende Schlamm glitschte nieder an ihm, und das Wasser troff hinter ihm her in glitzernden Striemen. Als er steiniges Gelände unter den Sohlen fühlte, hielt er schräg durch die Stechginsterbüsche. Der rettende Steg war ihm in sicherer Nähe. Rückwärts betrat er die Bohle, spuckte aus hämisch gespitzten Lippen und riß mit grinsender Geste den Hut von seinem Schopf. Was er damit beabsichtigte, ließ sich nicht mehr erkennen, denn kaum schlug sein Arm einen Bogen, da kippte der Holzsteg glaffend ins Wasser. Zwei Sturzwellen wickelten ihn in gischtende Laken ein und stülpten ihm eine Schaumkappe auf, unter der er verschwand. Einen Steinwurf bachabwärts tauchte sein Kopf wieder auf, die Arme stelzten auf den Ellenbogen über die Kiesel, und seine Schultern fanden schließlich Widerstand an der verrosteten Führungsstange des letzten Stauwehrs. Hier stand der alte Knein, der ihn in aller Ruhe auf die Felsnase zog.

Die Knaben nahmen ihn in die Mitte. Ihr Lächeln war weggelöscht vom glühenden Antlitz. Der Alte sah in die sinkende Sonne, die an den aufziehenden Nebel schnupperte. Am Knopf einer Jacke klirrte das Horn.

Droben im Venndorf stieg der erste Dorfrauch aus sichern Walmdächern, da gab es ein gutes Gewahrsam. . . .

---

# Der schreiende Talkessel.

In Kalifornien feierte dieser Tage ein außergewöhnliches Industrieunternehmen sein fünfjähriges Bestehen. Alle bedeutenden Politiker und Würdenträger des Staates erhielten kleine Pakete, in denen sich tote Frösche befanden. Dies sollte aber keine Beleidigung darstellen. Im Gegenteil. Das delikate Froschfleisch in den Paketen stammte aus der berühmten Froschfarm des Mr. Haig, der im Jahr 1933 mit nur einer Hilfskraft die Züchtung von Fröschen zu Speisezwecken begann. Derselbe Mr. Haig besitzt heute riesige Ländereien und mehrere Konservenfabriken, in denen einige Tausend Arbeiter Beschäftigung finden. Den „Breslauer Neuesten Nachrichten" wird über diese eigenartige Farm aus San-Franzisko folgendes berichtet:

Als Mr. Haig im Jahr 1935 mit der Zucht von Ochsenfröschen nach japanischem Muster begann, sah man Froschfleisch noch als „asiatische Geschmacksverirrung“ an. Heute fehlt es auf keiner Speisekarte der vornehmen kalifornischen Restaurants. Die Froschindustrie ist heute in Nordamerika einer der aussichtsreichsten Verdienstzweige. In der Gebirgseinsamkeit der kalifornischen Sierra Nevada liegt — unweit der Quelle des Sacramento-Flusses — ein seltsamer Talkessel. Wer sich diesem Tal in den Stunden der Dämmerung nähert, vernimmt schon auf viele Kilometer Entfernung ein merkwürdig summendes Geräusch, das sich beim Näherkommen zu einem wahren Tosen verstärkt. Wenn man zunächst der Ansicht ist, daß ein ungeheurer Wasserfall dieses Geräusch hervorbringt, so sieht man sich alsbald enttäuscht. Quer durch das Tal zieht sich ein langsam dahinfließender Seitenarm des Sacramento. Das merkwürdige Geräusch aber ist zu einer Unzahl von einzelnen quakenden Stimmen geworden. 300 000 Ochsenfrösche, jeder von ihnen 10 bis 20 Zentimeter lang und 600 Gramm schwer, quaken durcheinander und bringen jenes tosende Geräusch hervor, das dem Talkessel den Namen „Das schreiende Tal“ bei den Bewohnern eines nahegelegenen Indianerpueblos eingetragen hat. Warum hat nun Mr. Haig seine Froschfarm so weit von San Franzisko, dem Handelszentrum Kaliforniens, entfernt eingerichtet? Die Ochsenfrösche, die Mr. Haig züchtet, stammen zwar von der amerikanischen Art des Ochsenfrosches ab, sind also eigentlich an das Klima gewöhnt. Die Japaner, die im Jahr 1897 die ersten amerikanischen Ochsenfrösche in ihrer Heimat einführten, haben durch jahrzehntelange Züchtungen den Ochsenfrosch an eine bestimmte Temperatur gewöhnt, in der er am besten gedeiht. Aus diesem Grund mußte Haig eine Gegend suchen, in der ein möglichst gleichmäßiges Klima mit einer Durchschnittstemperatur von 27 Grad herrschte. Jenes Tal in der Sierra Nevada erfüllte diese Bedingung. Durch ein kleines Flüßchen wird der „schreiende Talkessel“ in zwei Teile getrennt. Mit Hilfe engmaschiger Drahtnetze ist diese Abtrennung noch genauer durchgeführt worden, so daß die 300 000 Ochsenfrösche auf der einen Seite des Flusses nicht entfliehen können. Auf der anderen Seite des Tales stehen die großen Lagerschuppen und Konservenfabriken, in denen das Froschfleisch auf unbegrenzte Zeit haltbar gemacht wird. Fast 150 Zentner Froschfleisch gehen jeden Monat in alle Welt. Aber auch lebende Frösche werden verschickt. Diese werden mit etwas Gras und Erde in Pappkartons verpackt, bekommen ein wenig Futter mit hinein und werden mit der Post an die verschiedenen Restaurants in Nordamerika, ja sogar nach Paris verschickt.

Die Froschzucht selbst ist mit großen Schwierigkeiten verbunden. Eine Periode schlechter Tage kann vielen hunderten, ja tausenden Fröschen das Leben kosten. Damit sind nicht Regentage gemeint, Regen wird von Fröschen als Segen empfunden, sondern „Kälte“. Sobald das Thermometer längere Zeit unter zwanzig Grad fällt, beginnt ein großes Massensterben unter den Fröschen. Von den 300 000 Fröschen auf der Farm des Mr. Haig haben nur 100 000 Verkaufsreife. Zwei Drittel der Tiere sind stets Jungtiere oder erst halb ausgewachsen. Drei Jahre dauert es, bis ein Frosch 600 Gramm wiegt und damit verkaufsfähig ist. Die Beschaffung des Futters für die viellen Frösche ist ein größeres Problem als die Froschzucht selbst. In riesigen, in den Fluß hineingebauten Bassins werden Krebse, Zahnkarpfen und eine kleine Froschart gezogen. Die Unkosten für das Futter sind sehr groß. Trotzdem ist das Geschäft in den fünf Jahren, in denen es schon besteht, aufgeblüht. Der Jahresumsatz von hunderttausend Fröschen erhöht sich noch weiter, denn das geschmackliche Interesse an Ochsenfroschfleisch steigt in den Vereinigten Staaten zusehends.

Interessant ist, daß sämtliche Arbeiter, die auf der Froschfarm beschäftigt sind, das Gehör verloren haben. Mr. Haig pflegt jetzt bei Neueinstellung nur solche Arbeiter zu berücksichtigen, die bereits taub sind. Hervorgerufen wird diese Taubheit durch den ungeheuren Lärm, den die vielen Frösche verursachen. Nur taube Menschen können dort in der Nacht ihre Augen schließen und im Schlaf Ruhe finden.



# Bunte Chronik



**Der „größte Hund der Welt“ zu Tode gestreichelt.**

Amerika beklagt einen Trauerfall. Yochub, ein Bernhardiner, der den Titel des größten Hundes der Welt trug, ist im Auto eines sanften Todes gestorben. Er war ein dreieinhalb Jahre alter riesenhafter Bernhardiner und maß von der Nasenspitze bis zum Schwanzende 2,15 Meter, wog zwei Zentner und 47 Pfund und besaß eine Schulterhöhe von etwa 90 Zentimetern. Seine Augen hielten etwa 35 Zentimeter voneinander Abstand. Yochubs Herr, der frühere Boxer Eddie Kapphan, der den Tod seines Lieblings im Auto mit erlebte, erzählte mit tränenden Augen, wie das herrliche Tier auf dem Rücksitz während der Fahrt von Steubenville nach Dyton, beide Orte im Staate Ohio, verschied. Herr und Hund kamen gerade von einer großen Hundeausstellung zurück, auf der Kapphan mit Yochub großen Staat gemacht. „Ich glaube, die vielen Menschen haben meinen Yochub doch zu Tode geliebt, so viel ist er gestreichelt und betastet worden,“ so versuchte Kapphan den Tod des Bernhardiner zu erklären. „Vielleicht war er auch zu groß für sein Herz.“

*

**Wann verunglücken die Engländer?**

In keinem Lande kommen soviel Menschen im wahrsten Sinne des Wortes unter die Räder wie in England. Nirgends ist die Zahl der Verkehrsunfälle so groß, sind die Bemühungen zur Verminderung von Unglücken so fruchtlos. Mit Verordnungen und Geschwindigkeitsbegrenzungen sucht die Polizei dagegen vorzugehen. Aber auch Statistiken dienen als Abschreckmittel.

Jetzt hat der Generalsekretär der Gesellschaft „Safety first“ (die Sicherheit zuerst) sogar eine Statistik über das gefährliche Alter für Todeskandidaten herausgegeben, die geradezu eine Antwort auf die banale Frage gibt: Wann verunglücken die Engländer? Es heißt darin, daß etwa die Hälfte aller Autounglücke Menschen unter 30 Jahren trifft. Die Fußgänger verunglücken in der Hauptsache im Alter zwischen drei und sieben Jahren. Zwischen 14 und 18 Jahren kommen die Radfahrer unter die Räder und die Motorradfahrer fahren zwischen 21 und 25 Jahren am liebsten in den Himmel.



# Lustige Ecke



**Kurzsichtig.**




„Auf Wiedersehen, Herr Doktor, ich glaube bestimmt, daß mir gerade eine solche Brille gefehlt hat!“

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.